Von der Kunst des Scheiterns

Kultur **Der Theologe Ralf Frisch verbindet die Kunst von Alberto Giacometti mit dem Reden von Gott, dem das Scheitern eingeschrieben ist. Seine Begeisterung ist erhellend, die Überhöhung des Künstlers trübt den Blick.**



Immer auf der Kippe: Die Figuren von Alberto Giacometti im Schaulager in Basel. Foto: Keystone SDA

Die Kunst von Alberto Giacometti fasziniert. Seine solitären Figuren scheinen vom Raum erdrückt zu werden und zugleich geheimnisvoll beseelt. In seinem Buch will der Theologe Ralf Frisch dem Sog der Werke auf die Spur kommen.

Giacometti sagte einmal, ihm sei beim Zeichnen aufgefallen, dass das Einzige, was Leben besass, sich im Blick zeigte. «Der Rest, der Kopf, der sich in einen Schädel verwandelte, entsprach mehr oder weniger einem Totenschädel.» Mit dem Tod gibt er sich nicht zufrieden. Der Künstler will das Leben festhalten und muss daran scheitern, zusehen, wie es unter seinen Händen zerfällt.

Frisch umkreist mit seinen mäandrierenden Assoziationen die These, dass es in der Kunst immer um diesen Blick geht, er auch in seiner Absenz präsent bleibt: «Dort, wo das Geheimnis des Lebens und dessen Bewusstsein von sich und der Welt beheimatet ist, klafft in Giacomettis Porträts eine Wunde.»

Notenbündel unter dem Bett

Vor 125 Jahren wurde Giacometti geboren. Er wuchs im Bergell in einer Künstlerfamilie auf. Als er mit 21 Jahren nach Paris ging, flocht er sein Netzwerk mit Auftragsarbeiten, fand über Kubismus und Surrealismus seine Ausdrucksform. Die Skulpturen mit ihrer raumgreifenden Fragilität verkauften sich gut.

Heute sind die Werke heiss begehrt. Vor gut zehn Jahren wurde «Homme au doigt» in New York für 141 Millionen Dollar versteigert.

Auch im Erfolg änderte Giacometti seine Lebensweise nicht. Er arbeitete wie besessen in seinem spartanisch eingerichteten Atelier in Paris, rauchte viel und ass wenig. Unter seinem Bett soll er bündelweise Hunderternoten gehortet haben. Die Künstlerexistenz, die sich dem Luxus verweigerte, nährte den Mythos des Aussenseitertums.

Aus dem Geist, der sich nicht einfangen lässt, speisen Giacomettis Werke paradoxerweise ihre Präsenz. Frisch bringt das oft verzweifelte Ringen der Kunst mit der Sisyphusarbeit der Theologie in einen Gleichklang: «Wer eine wirklich theologische Existenz führt, kann nicht aufhören, von Gott zu reden, von dem kein Mensch reden kann.»

Das Unfassbare festhalten

Malerinnen und Dichter, Bildhauer und Theologinnen versuchen, das Unerreichbare zu erreichen. Wie Jakob ringen sie mit dem Engel und lassen ihn nicht, es sei denn, er segnet sie (Gen 32,27) mit Musik, Literatur, Kunst, die über sich hinausweisen und transzendent werden.

Virtuos zitiert Frisch Philosophen und Theologen, aus Kunsttheorie und Literatur. Doch spätestens wenn er Giacomettis Liebesleben, das «die Früchte einer auratischen Kunst der absoluten Ferne und der Unmöglichkeit von Nähe» hervorbringe, beschreibt, öffnen sich Abgründe: Zur Existenz des Künstlers «in Paris gehörten die Prostituierten ebenso wie die Zigaretten, der Kaffee, die hartgekochten Eier und die Kunst». Eine erschreckend beiläufige Objektivierung der Frau.

Der männliche Blick

Giacometti liebte, wie ein Narzisst nun einmal liebt: bedürftig, selbstbezogen, unbarmherzig. Seine Frau Annette erniedrigte er, indem er sie öffentlich um Taschengeld betteln liess. Dafür muss Frisch sich nicht zwingend interessieren, aber dass er Yvonne-Marguerite Poiraudeau, die im Kantonsspital in Chur am Sterbebett des Künstlers sass, lediglich als «fast 40 Jahre jüngere Frau» bezeichnet, die «eine Prostituierte war», lässt tief blicken. Während die Männer über Gott und die Kunst philosophieren, bleiben die Frauen bis auf wenige Ausnahmen stumm. Sie geraten bloss als Musen und Objekte des Begehrens ins Blickfeld.

Frischs Sicht erhellt und verdunkelt zugleich. Zuletzt lässt sie jene Distanz vermissen, die Giacometti in der Kunst zwischen sich und die Welt legte. Denn nun verwandelt sich bei Ralf Frisch der Künstler selbst in einen «bizarren Engel», mit dem die Götter ringen, «bis er sich ihrer erbarmt und seine Kunst zum Medium ihrer Offenbarung werden lässt». Das Pathos der Begeisterung und Steigerung kippt in den Geniekult und trübt den Blick. **Felix Reich**

> «Ich habe plötzlich gesehen, dass das Einzige, was Leben besass, der Blick war.»
>
> Alberto Giacometti (1901–1966)
> Bildhauer und Maler

Ralf Frisch: Der Kampf mit dem Engel. Ein theologischer Blick auf Alberto Giacometti. TVZ, 2026, 107 Seiten

Dana Grigorcea



Wenn eine Geschichte am Ende neu beginnt

Ich mag Geschichten, die so unerwartet enden, dass man sie gleich wieder von vorn lesen will. So habe ich auch mein jetziges Buch aufgebaut: Das Ende ändert die Perspektive auf alles, was zuvor gesagt wurde. Ein begnadeter Erzähler war immer schon mein Vater. Er mochte das Theater, wurde aber Bauingenieur, nach dem Wunsch seiner Eltern. Nach dem Studium im kommunistischen Rumänien bekam er einen Posten im Ausland, in Bagdad. Auf den Fotos jener Zeit ist er mitten im Tanz, mit schräg verdrehtem Knie, lacht und singt, trägt Hosen mit Schlag. Nach drei Jahren Dienst in Bagdad kaufte er sich einen beigen Peugeot mit gelben Katzenaugen und trat die Heimreise an. Da war er 25.

Die Autoreise wurde länger als geplant, viele Erlebnisse hat er vergessen. Als stärkste Erinnerung blieb die Ankunft in Bukarest. Da liegt er in den Armen seiner Mutter, die bitterlich weint: «Warum bist du zurück? Ich wollte, dass mein Sohn draussen lebt, in Freiheit!» 35 Jahre später, nach der Wende, als ein jeder seine Securitate-Akte einsehen konnte, entdeckte mein Vater, dass sein Elternhaus jahrelang verwanzt und abgehört worden war, auch die Heimkehrszene war in der Akte abgetippt, mit allem, was er seiner Mutter erzählt hatte, ihren Zwischenrufen, ihrem Lachen und begeisterten Klatschen. Er kam verweint aus dem Archiv. Er war nicht böse, im Gegenteil.

Nun konnte er allen von seiner wunderlichen Heimreise erzählen: Er fuhr in derart lässiger Pose, dass er sich den rechten Ellenbogen, den er aus dem Fenster gehalten hatte, bräunte. Er machte halt in Cafés, bog ab, wenn er von Orten hörte, die man unbedingt gesehen haben sollte. In den Hügeln bei Mossul muss er am Lenkrad eingeschlafen sein, denn sein Auto kam vom Weg ab und überschlug sich. Die Parfümflaschen, die er für seine Mutter und ihre Freundinnen dabeihatte, zerschellten – ein kristallenes Läuten, ganz laut, und betörende Blumendüfte, wie an der Himmelspforte. Als er die Augen auftat, lag er weiss gebettet. Und auf dem Nachtisch sah er sein ganzes Geld aufgetürmt, bis auf die letzte Münze. Kurdische Bauern hatten es für ihn von den Feldern gesammelt. Und mein Vater wusste, wie sehr sich seine Mutter über diese Geschichte freuen würde.

Die Schriftstellerin Dana Grigorcea schreibt in ihrer Kolumne für «reformiert.» über das Thema «Heimat ist überall». Illustration: Grafilu

Lebensfragen

Sollen wir uns, obwohl wir uns lieben, trennen?

Wir sind seit drei Jahren zusammen und lieben uns eigentlich. Doch wir ticken sehr verschieden und verletzten uns immer wieder, das ging schon kurz nach einem wunderbaren Beziehungsstart los. Meine Partnerin findet mich zu wenig präsent, ich sie zu fordernd. Wir denken über Trennung nach. Ich bin erschöpft und kann mich nur allein erholen. Gibt es Paare, die nicht zusammenpassen?

Ihre Situation klingt sehr belastend. Der gute Paarstart scheint vor lauter Streit vergessen gegangen. Ich verstehe gut, wenn Sie sich nach dieser so kräfteraubenden Zeit fragen, ob das sein muss.

Jedem Beziehungsbeginn wohnt ein Zauber inne. Er lässt Paare träumen, macht Gemeinsamkeiten sichtbar und Unterschiede interessant. Bei Ihnen scheint der Wechsel in den Alltag schnell passiert zu sein. Den Schritt in die nächste Phase machen alle Paare. Man blickt hinter die Flirtkulisse des anderen und spürt, welche Unterschiede zu verhandeln sind.

Wie könnten Sie weitergehen? Ich sehe in meiner Beratung Paare, die so weitermachen. Weil sie sich durch die Dynamik lebendig fühlen. Auch eine konflikthafte Beziehung ist eine Beziehung, und dafür kann man sich entscheiden. Andere erkennen, dass sie zu wenig Gemeinsames teilen. Wenn Interessen sehr verschieden sind, kann das für eine genussvolle Beziehung hinderlich sein. Liebe braucht mehr als Verliebtheit, einen lebbaren Alltag. Diese Paare verabschieden sich dann voneinander, oft mit Wertschätzung.

In meiner Praxis erlebe ich auch eine dritte Variante. Manche Paare lernen zu begreifen, welche Verhaltensmuster und Bedürfnisse ihren Stress ausmachen. Sie schaffen es, die Unterschiede weniger als Bedrohung und mehr als Bereicherung zu sehen. Ein Paar ist man nicht, man wird es.

Paare, die sich zusammen weiterentwickeln wollen, müssen zudem lernen, wie sie aus einem Streit schneller herausfinden. Der Prozess bietet beiden immer wieder die Möglichkeit, sich und der Beziehung Sorge zu tragen. Können Sie Ihre Konfliktdynamik durchbrechen? Auf jeden Fall. Sagen Sie respektvoll Adieu. Oder atmen Sie durch und investieren Sie bewusst in die nächste Phase Ihrer Beziehung.



Martin Bachmann, Paarberatung im Kanton Zürich

Lebensfragen. Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Corinne Dobler (Seelsorge), Martin Bachmann und Salome Roesch (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Preyergasse 13, 8001 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info